

Gedächtnisrede

auf

J. von Döllinger

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften
zu München

am 28. März 1890

von

C. A. Cornelius

o. Mitglied der historischen Klasse.

München 1890

im Verlag der k. b. Akademie.

Gedächtnisrede

auf

J. von Döllinger

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften
zu München

am 28. März 1890

von

C. A. Cornelius

o. Mitglied der historischen Klasse.

München 1890

im Verlag der k. b. Akademie.

Es ist eine Stunde der Trauer, der Erhebung des Gemüts, die uns hier vereinigt. Ich soll ein Abschiedswort, ein Epheublatt, auf die Stätte legen, wo wir ein teures und ehrwürdiges Antlitz zu sehen gewohnt waren. Ich werde, was an mir liegt, tun, um das Geräusch der Gegenwart von dieser Stunde fern zu halten, der Staub des Tages soll sie nicht beflecken. Dagegen werden Sie mir gestatten, der Wahrheit die Ehre zu geben und die Dinge, die der Geschichte angehören, mit ihren Namen zu nennen.

Wer die Höhe eines großen Berges ermessen will, wählt seinen Standpunkt in meilenweiter Entfernung. Für einen Mann von welt-historischer Bedeutung können nur die Jahrhunderte den Maßstab liefern. Ich werde daher weit ausgreifen und bedarf Ihrer Geduld.

Ranke hat den Nachweis geliefert, daß die Verteidigung und Restauration der Kirche im 16. Jahrhundert nicht eine Sache der reinen Gewalt war, daß vielmehr geistige Mächte, Freiheit und Selbstbestimmung, an dem Werk mit tätig gewesen sind. Aber es bleibt wahr, daß bald immer mehr und immer ausschließlicher die Gewalt zur Herrschaft kam, daß in Spanien und Italien der Katholicismus das Ansehen einer Burg gewann, in welcher Tiara und spanische Krone, rings von einem Kranz von Feuer umgeben, sich behaupten, während die geistigen Strömungen, feindliche und freundliche, an dem Hauch der Scheiterhaufen verdorren und versiechen. Anders in Frankreich, wo die Scheiterhaufen sich ohnmächtig erweisen, dann aber auf offenem Feld in einem grimmigen Kampf der Schwerter und der Herzen der Gegner zurückgedrängt und in feste Gränzen

eingeschlossen wird. Der Siegespreis ist die Glanzperiode des modernen Katholicismus, das ist die französische Kirche des 17. Jahrhunderts. Der Charakter dieser Kirche ist Leben und Arbeit: über ein Jahrhundert lang versammelt sie in sich alle historischen Ruhmesansprüche des Katholicismus, alles übrige tritt neben ihr in tiefen Schatten. An ihrer Spitze — durch Beredsamkeit, schriftstellerische Leistungen, Autorität — Bossuet der Bischof von Meaux, der von der katholischen Welt als ein Kirchenvater gepriesen, von den Gegnern zwar angegriffen, aber geehrt wird. Sie ist katholisch, bis zum Uebermaß, bis zu grausamer Verfolgung. Sie ist universal, vereinigt in sich die äussersten Gegensätze innerhalb des Katholicismus, gewährt den Jesuiten den Raum zu ehrenvoller Mitarbeit und zu gefährlicher Wirksamkeit, und läßt den unerbittlichsten Gegner mit den schärfsten Waffen sie bekämpfen. Sie ist national, durchdringt die Literatur und das ganze geistige Leben der Nation, ist stolz auf die Nation, ist der Stolz der Nation und sündigt mit der Nation durch die maßlose Verehrung des nationalen Abgotts, Ludwigs XIV. Sie ist selbständig, soweit es innerhalb des großen Ganzen erlaubt ist: sie hält fest an den Traditionen der alten Kirche, die durch die Reform-Concilien des 15. Jahrhunderts zu neuem Leben erweckt sind, beschränkt die Macht der römischen Curie: der Papst steht unter dem Concil, der Papst ist nicht unfehlbar, die päpstlichen Decrete werden in Frankreich erst durch die freie Annahme der französischen Kirche gültig.

Das Ereigniß des 18. Jahrhunderts ist, daß diese französische Kirche zu Grunde gerichtet wird, um der Unfehlbarkeit willen. Zuerst verrät die Regierung die gemeinsame Sache. Sie zieht die Mehrheit der Bischöfe sich nach. Der Herzog von Saint-Simon bezeichnet damals den Zustand mit folgenden Worten: „Auf der einen Seite steht die Mehrheit der Bischöfe mit den Jesuiten und Capucinern, auf der anderen steht die Minderheit der Bischöfe und die Nation“. Namentlich der niedere Klerus spricht und handelt mit äusserster Entschiedenheit für die Rechte der nationalen Kirche.

Erst eine spätere Generation desselben Klerus erscheint ins Gegenteil hinüber disciplinirt und wird nun gegen die standhaften Gläubigen gehetzt, deren Sache dann das Pariser Parlament gegen Krone, Erzbischof und Pfarrer hartnäckig und leidenschaftlich vertritt. Der Kampf dauert ein halbes Jahrhundert, bis zur Ermattung, nicht bis zum vollkommenen Sieg. Man ruht aus unter den Trümmern der Verwüstung. Das Parlament klagt in seinen Remonstranzen von 1753: Mehr als fünfhundert Mitglieder der Congregation des hl. Maurus sind von allen Aemtern und Rechten der Genossenschaft ausgeschlossen und haben keine Stätte mehr für ihre Studien; man hat aus den Schulen überall die besten Lehrer entfernt, auf einen Tag hundert Doctoren der Facultät von Paris ausgeschlossen; ebenso ist es der Universität ergangen; daher die Unwissenheit, die fast allgemein geworden im ganzen Reich. Der äussere Bestand der Kirche war unversehrt geblieben, aber sie war entwürdigt und entgeistigt, sie war nicht mehr eine lebendige Kraft, sondern ein Stein des Anstoßes und des Aergernisses, ja ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung. Den Zusammenhang dieser verderblichen Entwicklung mit den Tatsachen und dem Charakter der Revolution hat Döllinger nicht übersehen, während er für die Legion Geschichtschreiber der französischen Revolution ein Geheimniß geblieben ist.

Im 19. Jahrhundert ist das größte europäische Ereigniß das Wiedererwachen des deutschen Volksgeistes. Die deutschen Katholiken hatten Teil daran und auch ihrer Kirche gedieh der Sieg über die Unterdrückung zum Vorteil. Da und dort aus dem halb in Trümmer Gefallenen dringt neuer Pflanzenwuchs empor. Aus der Saat, welche in Münster der Minister von Fürstenberg, der Freund der Fürstin Galitzin, im Verein mit Overberg und anderen geistlichen Genossen ausgestreut hatte, erhob sich die Hermesische Schule; ungezählte Geistliche, auch Laien wie von Droste und Elvenich, deren Wirksamkeit Westfalen und Rheinland erfüllte und über die ganze preußische Monarchie ihren Einfluß erstreckte. Durchweg von ernster kirchlicher Gesinnung, nüchtern verständig, jeder Maß-

losigkeit abhold, von Respect gegen die Wissenschaft erfüllt, haben diese Männer für den Norden, namentlich den Nordwesten unsres Vaterlands einen Zustand heraufgeführt, der von den älteren Zeitgenossen in gesegnetem Andenken bewahrt wird. Unterdes erwuchs im Süden die Tübinger Schule zu ähnlicher Wirksamkeit; sie trug als reifste Frucht die Schriften Möhlers. Wir wollen daneben das vielumstrittene Andenken Wessenbergs in Ehren halten. In Bayern streute Franz Baader weltumspannende Gedanken aus: daneben stieg ein Stern von mildem Glanze auf, der Bischof Sailer, von welchem Diepenbrock ausgegangen ist. In Wien wuchs langsam Anton Günther zu einer philosophischen Macht, die später weithin in Deutschland die strebenden Geister in ihre Kreise zog und beherrschte. In gleicher Zeit hatte ein Jüngling, von unendlichem Wissensdrang erfüllt, sich in Würzburg der Theologie ergeben, der dann, noch in sehr jungen Jahren, sich neben die vordersten in München stellte, der Kirchenhistoriker der jungen deutschen Kirche, Ignaz Döllinger.

Der gemeinsame Charakter aller dieser Erscheinungen ist Ernst, Hingebung an die Sache, Opferwilligkeit, Liebe zur Kirche. Die Zeit gab keine Gunst als die Freiheit des Wachstums, man bedurfte und suchte nichts anderes. Ein anderer Zug ist die Ursprünglichkeit der Jugend, daher die Mannigfaltigkeit; die Eigenheit des einzelnen hatte Raum zur Entfaltung. Dicht neben dem spröden Hermesianismus strebte eine ganz unähnliche, höchst eigentümliche Pflanze zum Himmel, die Dichtung Annettens von Droste und ihres wunderlichen Freundes Wilhelm Junkmann. Wir wollen nicht vergessen, daß auch der Maler Cornelius denselben Lebenskreisen eng verwandt war. Man war deutsch und freute sich des Hauches der Freiheit, der durch die vaterländischen Gaue wehte. Von der Unfehlbarkeit des Papstes wußte man so wenig, daß man sie gern und oft als eine protestantische Verleumdung bezeichnete.

Mehr im Hintergrund, aber deutlich genug ist ein anderer Zug, der mit der Jugendlichkeit zusammenhängt. Ich meine die Kampf-

lust, die vor allem gegen den Protestantismus sich richtet, obwohl oder gerade weil man von der protestantischen Wissenschaft gelernt und zum Teil an ihr sich emporgerichtet hat. Wir hören, daß Döllinger bereits als Student von diesem Gefühl berührt worden ist. Dann machten die Zeitereignisse München zum Mittelpunkt einer Bewegung, die aus der Kampflust in Rauflust überschlug und manchen Vorwurf der Gehässigkeit und Ungerechtigkeit verdient hat. Auch Döllinger ist hier mit schuldig geworden. Wir wollen uns dadurch die Freude nicht verkümmern lassen, weder an ihm, noch an dem Löwen Görres, dem treuen Ringseis, dem hochherzigen Ernst von Lasaulx und manchem anderen. Geist und Charakter dieser Männer sind stark genug, um einen Schatten zu ertragen.

Den Schluß dieser anziehenden, hoffnungsvollen, rein deutschen Periode bildet das Frankfurter Parlament und der Kampf um die Grundrechte auf religiösem Gebiet, der dort eine auserlesene Schaar vereinigte, den Pfarrer von Hopsten, beredt und bescheiden, Alois Flir, von kindlicher Offenheit und mutvoll, den freundlichen Bischof Müller von Münster, die Juristen Arndts, Blömer und August Reichensperger, den unermüdlichen Sepp, Knoodt und so viele andere. Der Kern im Hauptquartier am Hirschgraben unter dem Vorsitz des Generals von Radowitz. Alle deutsch gesinnt; keine Rede von Tauschhandel in Sachen der Religion und des Vaterlands, nur wenige der jungen Völkerfreiheit abhold, alle begeistert für die Freiheit der Kirche. Der Gedanke lag fern, daß die Freiheit der Kirche die Knechtschaft in der Kirche bedeute. Im Gegenteil! Döllinger gieng damals von Frankfurt nach Würzburg, um unter dem Beifall der versammelten Bischöfe von einer deutschen Nationalkirche, von deutschen Nationalsynoden zu reden.

Es wäre die Pflicht der französischen Kirche im 19. Jahrhundert gewesen, wieder anzuknüpfen an die ruhmvollen Traditionen ihrer Vergangenheit und einen Versuch der Wiederherstellung verfassungsmäßiger Freiheit auf dem Gebiet der Kirche zu machen. Aber das Werk war schwierig, das Wissen fehlte, eine theologische Schule gab

es nicht mehr, der Zusammenhang mit der alten Kirche war zerrissen. Vor allem: es fehlten die rechten Männer. So kam es, daß man nicht einmal einen Versuch machte, die Sorbonne ins Leben zurückzurufen, und das große Wort den Schwarm- und Schwindelgeistern überließ, die mit polternder Zuversicht die Menge auf die Bahn des Ultramontanismus führten.

Deutschland und Frankreich verhielten sich in dieser Zeit zu einander wie Jugend und Alter. Auch die katholische Kirche Deutschlands hatte den Vorzug der Jugend. Aber die Jugend mußte noch lernen, und sie hatte noch einen weiten Weg vor sich, wenn sie dahin gelangen wollte, sich mit dem Reichtum und dem echten Glanz der gallicanischen Kirche des 17. Jahrhunderts zu vergleichen. Es waren meist Anfänge vorhanden, viel versprechende, aber in weiter Zukunft standen die großen Werke, welche den Fortschritten der Zeit gemäß Theologie und verwandte Wissenschaften auf eine festere und breitere Grundlage stellen sollten. Man wurde nach Döllingers Ausdruck vielfach an einen Friedhof erinnert, wo statt der Denkmale in Stein und Erz da und dort hölzerne Kreuze den Platz anzeigen, für den das künftige Denkmal bestimmt ist. Und wo ist der Schutz für diese lange Arbeit und überhaupt für die ruhige Weiterentwicklung der jungen Kirche? Wird dazu die Kraft und der gute Wille der einzelnen ausreichen? Es fehlt das, was die gallicanische Kirche so lange unüberwindlich gemacht hat, die Organisation. Döllinger traf in das Schwarze der Scheibe, als er 1848 Nationalkirche und Nationalsynode empfahl. Leider war er nicht in der Stellung, um Hand ans Werk zu legen. Wäre er damals an Geissels Stelle Erzbischof von Köln gewesen, so hätte Deutschland vielleicht einen Versuch der Ausführung erlebt. Freilich ob der Versuch zu ernststen Folgen geführt hätte, ist bei der Ratlosigkeit der deutschen Regierungen in den folgenden Jahrzehnten und ihren drängenden politischen Sorgen zweifelhaft.

Döllinger aber strebte nie nach kirchlichen Würden, sondern wich ihnen aus. Sein Lebensberuf — das fühlte er, seitdem der

übermächtige Trieb der Jugend ihn nicht zum geistlichen Stande so sehr als vielmehr zu den theologischen Studien geführt hatte — war Wissenschaft und nichts anderes. Damals wollte er mit allen Kräften und ungeteilt ihr dienen. Bisher hatte er sich doch nicht selten durch die Tagesfragen abziehen lassen. Auch seine bis dahin größte Arbeit war im Grunde polemischer Natur gewesen. Ich meine das Buch über die Reformation, das trotz seinem gewaltigen Umfang und der erstaunlichen Belesenheit, die es zur Schau trägt, den Charakter einer Streitschrift nicht verleugnen kann und auch, wenn er es fortgesetzt und seine unerbittliche Kritik aus den lutherischen in die katholischen Regionen übertragen hätte, einseitig und Stückwerk geblieben wäre. Aber der Autodidakt, der einst als Student ohne Helfer und Ratgeber aus Baronius und Petavius sich die Grundlagen seines Wissens geschaffen hatte, war jetzt ein reifer Mann geworden, war in die Fülle des Wissens eingetreten und strebte nach der Palme der historischen Kunst. Er wollte das Größte erreichen: er begann die Ausführung einer Kirchengeschichte aus den Quellen und im großen historischen Stil. Das folgende Jahrzehnt erlebte das Erscheinen des ersten Teiles, der Judentum und Heidentum behandelte, und des zweiten, der die Darstellung des Urchristentums enthielt; Bücher, die nun freilich alles übertrafen, was die gute Zeit der französischen Kirche in diesem Fache hervorgebracht hat. Für die folgende Periode hatte er schon durch sein Werk über Hippolytus sich den Weg gebahnt. Jetzt sammelten und vereinigten sich seine Gedanken auf die Geschichte der mittelalterlichen Kirche und des Papsttums. Es liegt ein welthistorisches Moment darin, daß gerade diese Studien Döllingers mit den Vorbereitungen zum vaticanischen Concil zusammengetroffen sind.

Der Gegensatz der römischen und der deutschen Richtung, schon vorher durch manche Personen und Tatsachen angekündigt, hatte seit 1848 allmählich die Form eines geordneten Kampfes angenommen. Römischgesinnte drangen in die Lehrstellen und Kirchenämter ein und gründeten eine Partei, die an Geschlossenheit und

einheitlicher Leitung allem überlegen war, was neben ihr stand, und des Sieges sicher wurde, als die principlose Haltung der deutschen Bischöfe in Sachen der Dogmatisierung der unbefleckten Empfängniß die Schwäche der deutschen Kirche verriet.

Den Abgrund, der Döllinger von der neuen Richtung damals und immer trennte, hat er später mit scharfen Worten umschrieben: „Wäre mir, wie das in allen von den Jesuiten geleiteten Bildungsanstalten zu geschehen pflegt, von frühester Jugend an der Satz eingeprägt worden, daß ich bereit sein müsse, weiß für schwarz zu erklären, sobald der Papst spricht, dann freilich würde ich es möglich gefunden haben, mich den Decreten von 1870 zu unterwerfen. Aber dann würde ich überhaupt ein ganz anders denkender und sehender Mensch geworden sein; meine Bücher wären entweder nie oder ganz anders geschrieben worden, mein ganzes literarisches Sinnen und Streben wäre nur darauf gerichtet gewesen, möglichst viele Belege für gewisse von vornherein mir feststehende Sätze zusammen zu suchen und alles diesen Sätzen Zuwiderlaufende zu ignoriren, oder, wenn das nicht angienge, abzuschwächen und zu verdrehen. Gewiß bin ich gleich anderen ein leicht und viel irrender Mensch, habe auch in meinem langen wissenschaftlichen Leben gar viele Dinge, die ich für gewiß hielt, wieder aufgeben und einer besseren Einsicht Raum geben müssen. Ja, mein ganzes Leben ist ein beständiges Abstreifen von vorgefaßten Meinungen und falschen oder nur halbwarhen Ideen, ein stetes, mitunter spätes Berichtigen allzu rasch gefällter Urteile gewesen und ist dieß noch immer. Aber in stets erneuter Forschung und in unablässiger Uebung der Geisteskräfte erlangt der Mensch doch zuletzt in den großen geschichtlichen Fragen, zu denen das ganze geschichtliche Material bereit und offen daliegt, eine Gewißheit und Sicherheit, welche der mathematischen gleichkommt.“

Persönlich und unmittelbar war Döllinger von der eben bezeichneten Entwicklung weniger berührt worden. Aber seine Studien führten ihn 1857 nach Rom in das Hauptquartier der Partei, und

obwohl er das Entgegenkommen, das er in den Bibliotheken fand, so eifrig benutzte, daß er den Dingen nicht nachgieng, um derentwillen wir anderen die ewige Stadt besuchen, so konnte er doch Auge und Ohr nicht verschließen gegen die Eindrücke der Gegenwart, die von allen Seiten auf ihn eindrangen. Ich weiß nicht, wie weit ihm das Mißtrauen und Mißwollen fühlbar geworden ist, das sich an seinen Namen heftete, seitdem er in Würzburg von der deutschen Nationalkirche gesprochen hatte. Aber für die deutsche Wissenschaft fand er überall entschiedene Ablehnung; der eine verachtete hochmütig was er nicht kannte, der andere wandte den Blick ab, weil sie ihm unheimlich war. Daneben offenbarte sich ihm die grelle Unzulänglichkeit der Männer der Curie, und über die morschen Zustände in Staat und Kirche gaben Stimmung und Klage der Bevölkerung Aufschluß. Es war in einer hellen Mondnacht, zwischen den glorreichen Trümmern des Kolosseums, einer Umgebung wo Vergangenheit und Zukunft die Seele erweitern: da sprach er einem Freunde die Gewißheit aus, daß die weltliche Herrschaft des Papsttums zu Ende gehe, daß aber auch für das Papsttum selbst eine große Veränderung herannahe. Das war die Ausbeute für die Papstgeschichte, die er neben Acten und Büchern nach Hause brachte.

Er arbeitete weiter. Erst mußte der zweite Teil der großen Kirchengeschichte zum Druck befördert werden. Dann, nach einigen Jahren, trat die erste Frucht seiner neuen Studien in dem bedeutamen Büchlein über die Papstfabeln zu Tage. Daneben zog er in reicherm Maß die Tagesliteratur in den Bereich seines Wissens, die im Verein mit einer ausgedehnten Correspondenz im In- und Ausland und mit den zahlreichen Besuchen seiner vielen, namentlich englischen Freunde und Verehrer ihm die breite Grundlage zu einer mit den Jahren wachsenden unvergleichlichen Ueberschau der Weltverhältnisse, der Zustände und Entwicklungen der Menschheit gewährte. Nicht in gleichem Maß schritt er fort in der Praxis des Lebens, vielmehr schien es zuweilen, als ob die Weite des Blickes

etwas abbreche von der scharfen Auffassung des Nahen. Er machte Mißgriffe. Die berühmten Odeonsvorträge waren bestimmt, zweifelnde und ängstliche Gemüter über das Unglück des Kirchenstaates zu beruhigen und im Vertrauen auf die Vorsehung zu bestärken, welche auch für den Verlust des ganzen Kirchenstaates den für die Kirche nötigen Ersatz nicht versagen werde, selbst wenn nach dem Vorgange des griechischen Mythos ein neues Delos aus dem Meere emporsteigen müsse. Der Sturm, der von jenen herrührte, die nicht nach Delos gehen wollten, sondern der Vorsehung vorschrieben, die Kirche durch den Kirchenstaat und nicht ohne ihn zu retten, überraschte den Redner vollkommen, er trat einen Schritt zurück und bezahlte sein Versehen mit einem Buch, das nach keiner Seite genügt, so versöhnlich es gemeint war. Zwei Jahre später rief er die Versammlung der katholischen Gelehrten Deutschlands zusammen, in der Absicht, durch regelmäßige Wiederberufung derselben einer gesunden öffentlichen Meinung einen legitimen Ausdruck zu verschaffen und ein Gegenmittel gegen die bedrohliche Strömung in der katholischen Welt zu gewinnen. Wozu konnte es aber dienen, daß er die Gegner mit einberief? Sie empörten sich sofort gegen seine herrliche Einleitungsrede über „Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie“, und wenn er auch den Angriff mit dem Hauch seines Mundes wegblies, war damit der unversöhnliche Gegensatz beseitigt, der die Versammlung lähmen mußte? Ferner, wenn die Curie bis zum Jahre 1848 manches hatte geschehen lassen, was sie nicht hindern konnte, wie war daran zu denken, daß sie 1863 ruhig dem Schanzenbau zusehen werde, der die Bewegung ihrer Partei zu hindern bestimmt war!

Die Zeit war fortgeschritten. Noch ein Jahr, so erschien der Syllabus, der allen Zweifeln und Hoffnungen ein Ende machte. Nur noch der stille Trost blieb übrig, daß die Kirche in naher Zukunft alle Taten der letzten Jahre der Vergessenheit überliefern werde. Da wurde die Unfehlbarkeit angekündigt, und die Lage der katholischen Christenheit wurde auf einmal deutlich und durchsichtig, wie

das Gebirge vor dem Wetterumschlag. Döllinger sagte sich, in einsamer Beratung mit seinem Gewissen, daß in seinem Amt als öffentlicher Lehrer der Theologie die Pflicht enthalten sei, vor der Welt Zeugniß abzulegen von der Lehre der Kirche und von seiner eigenen Ueberzeugung. Jetzt, als er den Entschluß gefaßt hatte, warf er Schild und Scheide weg, und begann, gerüstet mit seinen Studien zur Papstgeschichte, den Angriff, treu seinem Glauben, treu der Kirche, treu dem Vaterland. Mit welcher Geistesmacht und Klarheit, unwiderlegt und unwiderlegbar, mit welcher Unermüdlichkeit der siebenzigjährige Mann den Kampf geführt hat, das ist in aller Gedächtniß.

Das vaticanische Concil war zu Ende, die Opposition beugte sich, die deutsche Kirche streckte die Waffen. Die Niederlage der gallianischen Kirche hatte ein halbes Jahrhundert gebraucht, die Niederlage der deutschen wenige Wochen. Wir wollen nicht zu hart über die deutschen Bischöfe urteilen. Es fehlte ihnen die Organisation. Einer deutschen Nationalkirche gegenüber wäre wohl das Concil gescheitert, vielleicht ganz unterblieben. Jetzt, in der Vereinzelung, keiner seines Nebenmannes sicher, für jeden alles auf dem Spiel, hätten sie eines Heroismus bedurft, den man den Menschen im Durchschnitt nicht zumuten darf. Freilich, daß sie mit Gewalt einschritten gegen die, welche nicht ebenso rasch und gleichgiltig das Opfer der Einsicht vollzogen, das überschreitet doch das erlaubte Maß der Charakterschwäche.

Bossuet und Döllinger, die beiden hervorragendsten Männer der lateinischen Kirche in den letzten Jahrhunderten! Beide auf demselben Standpunkt, dem Standpunkt der alten Kirche, dem Standpunkt der großen Reformconcilien des 15. Jahrhunderts! Der eine unangefochten, in Rom wie in Paris verehrt, einem Kirchenvater gleich gehalten! Der andere dem Bann der Kirche verfallen!

Was weiter? Was wird die Zukunft bringen? Sind wir auf dem Wege nach Paraguay? Oder ist die lateinische Kirche bestimmt, zu einer *ecclesia paganorum* herabzusinken? Döllinger dachte keins

von beiden. Die deutsche Jugend, sagte er, wird sich in die neuen Glaubensartikel nicht einleben, weil die Geschichte auf jedem ihrer Blätter dieses System des geistlichen Absolutismus Lügen straft, und weil die Absperrung der Jugend von allem geschichtlichen Wissen nicht mehr möglich ist. Daneben wies er auf das eigentümliche Verhängniß, das über allem Tun und Treiben der Jesuiten, der Väter dieser neuen Glaubensartikel, und über ihren Unternehmungen in allen Weltteilen schwebt. „Sie bauen emsig und unverdrossen, aber ein Windstoß kommt und zertrümmert das Gebäude, oder das wurmstichige Gebälke bricht ihnen unter den Händen zusammen.“ Ich wage kein Urteil. Ich spreche einem Freunde Döllingers die Worte nach: Noch ist vom Morgenrot nichts zu sehen, aber die Nacht kann doch nicht immer währen.

In den Jahren, die nun folgten, ist Döllinger zweimal noch in eine größere Oeffentlichkeit hinausgetreten. Das eine Mal als Rector der Universität, die ihr vierhundertjähriges Jubiläum feierte. Wir haben ihn da gesehen, wie er in feierlicher Versammlung die Begrüßungsreden der deutschen und europäischen Gäste hörte und mit nie versagender Geistesgegenwart jedem einzelnen in treffender Gegenrede antwortete. Die andere Veranlassung führte er selbst herbei, indem er Vertreter der anglicanischen Kirche, Engländer und Amerikaner, und der orientalischen Kirche, Russen und Griechen, mit seinen deutschen Freunden zusammenrief, um über die Wiedervereinigung der getrennten Bekenntnisse zu verhandeln. Es war ein Gegenstand, den er ein halbes Jahrhundert lang in treuer Sorge am Herzen hielt, und der ihm bis in die verborgensten Falten wohl bekannt war. Darum gelang es ihm, die schwierige Discussion auch mit den geistreichen Russen Ossinin und Janischew — die Anglicaner standen ihm von Anfang an näher — bis zu dem Punkte zu führen, wo die Möglichkeit einer dogmatischen Verständigung sich vor aller Augen stellte. Daneben aber mündete die Verhandlung oft genug in einen Lehrvortrag aus, der Stunden währte, und dem mit atemloser Spannung und Bewunderung die zahlreiche Versammlung,

Orient und Occident lauschte. Dann kehrte er zurück zu den einsamen Studien. Die mittelalterliche Kirchengeschichte lag wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm. Er freute sich, wie täglich neue Erfahrungen, neue Entdeckungen sich anreichten. Ein immer größeres Material häufte sich um ihn her. Eine treue Freundeshand half manches Wichtige zur Vollendung und zum Druck fördern. Das meiste blieb Entwurf. Die Größe der Pläne und das Alter hinderten die Ausführung: hätte diese doch manches Jahrzehnt noch des kommenden Jahrhunderts gefordert. Doch blieb die Lust zum Schaffen lebendig, er wandte sie in diesen Jahren der Akademie zu. Wir haben ihn hier oft bewundert, wie er aus goldener Kelle verschwenderisch die Schätze seines Wissens spendete. Es waren mannichfaltige Gaben, er liebte es, uns wechselnd in verschiedene Länder und Weltteile zu führen. Manchesmal hat er vor unsern Augen die Höhe der historischen Kunst erstiegen in Forschung, Auffassung und Darstellung. Von Alter keine Spur, als die Weisheit und Güte, die allmählich sein ganzes Wesen durchdrang und verklärte. Erst in dem letzten Vortrag war körperliche Ermüdung bemerkbar; er entschloß sich, an dem nächsten Festtag der Akademie, dem heutigen Tag, nicht zu sprechen. Dagegen sollte ein berühmter College die Festrede halten, und seine letzte Sorge in der Krankheit war, das Hinderniß, das sich in den Weg zu stellen schien, zu überwinden. Es ist anders gekommen, als er gedacht hat.

Als Döllinger auf dem Todtenbette lag, ist das Wort gesprochen worden: wie gleicht er Dante! Der das gesagt hat, der hat sich nicht getäuscht; ja, es liegt in dem Wort mehr und größeres, als er gedacht hat. Ja, er war dem großen Dichter ähnlich, den er ins Herz geschlossen hat alle die Tage seines Lebens, und dem er ins Herz geschaut hat, wie niemand anders. Beide Männer trugen in tief bewegter Seele die Sorge um die ganze Christenheit, und beide klagten das Uebermaß der päpstlichen Gewalt als das große Uebel der Welt an. Zu Dantes Zeit war es die Universalmonarchie, nach der die Päpste griffen, und Döllinger sah, wie das Papsttum

an die Stelle der Kirche, der Tradition und des Evangeliums gerückt wurde. Jeder von beiden war parte da se stesso, sie vertraten aus eigener Vollmacht die Welt gegen die Usurpation. Bei Dante ist Himmel und Hölle voll von dem Protest, und auf dem Berg des Purgatoriums, in der Mitte des Gedichtes, schaut er die wunderbare Vision: Der Wagen der Kirche mit seinem mystischen Geleite bleibt stehen und vor den Augen des Dichters bekleidet er sich mit den Federn des kaiserlichen Adlers und wandelt sich in das Tier mit den sieben Häuption, auf ihm tront das Weib der Apokalypse. Döllinger hält dem Papsttum den Spiegel der Geschichte vor, die illegitime Erweiterung seiner Gewalt durch eine Reihe großartiger Fälschungen und sein unheiliges Gefolge, Interdicte, Inquisition und Scheiterhaufen, Ablasswesen und Hexenprocesse und alles andere. Beide Männer leben in der zuversichtlichen Hoffnung auf eine bessere, auf eine herrliche Zukunft. Der eine sieht den Veltro die alte Wölfin von Stadt zu Stadt jagen bis in die Hölle, woher sie stammt, worauf dann der Dux die von Gott gewollte Ordnung herstellt. Der andere aber sagt: „Wer immer an Christus glaubt, wer sein Vaterland liebt und die Christen aller Bekenntnisse, der kann sich der Erwartung nicht erwehren, daß eine nicht allzu ferne Zukunft eine Kirche bringen werde, welche, als die echte Fortsetzung und Nachfolgerin der alten Kirche der ersten Jahrhunderte, Raum und Anziehungskraft haben werde für die jetzt noch Geschiedenen, eine Kirche in welcher Freiheit mit Ordnung, Zucht und Sittlichkeit und Glaubenseinheit mit Wissenschaft und ungehemmter Forschung sich vertragen werden“.

In einem Punkte giengen ihre Wege aus einander. Der Dichter starb fern von der Heimat in der Verbannung; es war ihm nicht beschieden, wie er hoffte, den Lohn für sein Gedicht, den Dichterkranz an dem Taufstein zu S. Giovanni zu empfangen. Unser Freund dagegen, und mit dieser tröstlichen Erinnerung lassen Sie uns von ihm scheiden, ist friedlich auf der Stätte sechzigjähriger Wirksamkeit eingeschlummert, umgeben von junger Liebe und alter Freundschaft und von der allgemeinen Ehrerbietung.

Dafür Dank, dem Dank gebührt! Ich spreche im Namen der Akademie. Aber ich spreche zugleich im Namen vieler andern. Ich sehe sie im Geiste zu uns sich gesellen und diesen Raum erfüllen, Kopf an Kopf, deutsche Fürsten und Fürstinnen, viele Staatsmänner und Gelehrte und alle die erlauchten Häupter der gebildeten Nationen, auch die Todten, die unsterblichen Todten, Dr. Pusey von Oxford, Graf Montalembert, Gino Capponi, Minghetti von Bologna und die vielen, deren Namen ich nicht zu nennen weiß, und dazu tausende und tausende seiner Verehrer auf beiden Hemisphären des Erdballs. Sie alle sagen mit uns:

Dank dem erhabenen Königshaus, das den treuen Mann geschützt, das ihn vor Schmach und Unbill bewahrt, das ihn als ein Kleinod der Krone Bayern und des Landes geachtet.

Und Dank dieser freundlichen und guten Stadt, ihren Behörden, ihrer Bürgerschaft, ihrer Bevölkerung, die dem alten Herrn im Leben Ehrfurcht und Liebe bezeigten, die wußten, welcher Schmuck sein Name für München ist und sein wird für alle Zeit, und die ihn zuletzt begleitet haben zur Ruhestätte in Schmerz und Andacht, alle, hoch und niedrig, niemand ausgeschlossen, niemand — als die ihn ausgeschlossen.